

Erster Bericht

Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht.

(Václav Havel)

Liebe Freunde, liebe Unterstützer,

Da sitze ich nun, gute 12098 km vom heimischen Wohnzimmer entfernt, vor dem Computer meiner Wohnung in Chile, in einem Land der sogenannten dritten Welt, und versuche meine Gedanken über die mittlerweile vergangenen sieben Wochen Arbeit mit den Ärmsten der Armen geordnet zu Papier zu bringen. Gar nicht so einfach. Zu diesem Zeitpunkt stecke ich selbst noch zu tief in einem wahren Chaos von Gedanken, Emotionen und Erfahrungen, die mein ganzes bisheriges Leben in völlig neue Relationen setzten, als dass ich ohne Weiteres die nötige Distanz finden könnte um objektiv und rein sachlich über den Start in meinen einjährigen „Freiwilligen Friedensdienst“ zu berichten. Es wird Zeit brauchen, bis ich diese Ebene verlassen kann, auf der mich die Einzelschicksale der Menschen, mit denen ich hier arbeite, derart stark berühren, und ich einen Überblick über die allgemeingültigen gesellschaftlichen Probleme dieses Landes gewinnen kann. Dementsprechend verfasse ich diesen ersten Bericht mit dem Focus auf meine bisherigen persönlichen Erfahrungen, und nicht basierend auf fundierten Fakten. Solche werden später folgen...

Was für ein Abenteuer: Gestern noch von Mama geweckt, erwacht man heute nach 20 Stunden höchst anstrengender Reise auf einem anderen Kontinent, in einem Land, dessen extremen geographischen Eigenschaften ebenso faszinieren, wie seine aufregende politische Vergangenheit und Gegenwart. Am ersten Morgen im neuen Bett huschte wohl erst ein Grinsen über mein Gesicht, bevor ich meine Augen in der aufregenden Gewissheit öffnete, eine Zimmerdecke zu erblicken, die für die nächsten 12 Monate das neue Dach über meinem Kopf sein würde. Mit dem ersten Wimpernschlag schlug mir aber leider auch die ernüchternde Realität, im wahrsten Sinne des Wortes, eiskalt ins Gesicht. Die Zimmerdecke war durch den Nebeldunst des eigenen Atems kaum auszumachen. Obwohl ich mich im Vorbereitungsseminar noch selbstbewusst als hochmotivierten jungen Mann beschrieben hatte, brachten mich die ersten Wochen im chilenischen Winter rein motivationstechnisch schon hart an die Grenze. Nein, ich hatte morgens nie wirklich Lust mich dieser ersten großen Herausforderung des Tages zu stellen, nämlich den Mut aufzubringen, den Schlafsack zu öffnen, dessen molliger Wärme zu entsteigen und in eisiger Kälte (da die Wände nicht isolieren und wir keine Heizung haben bei ca. 0°C) verzweifelt zu versuchen, mit einem Streichholz den Beuler in der Küche zum Erhitzen des Duschwassers zu animieren.

Die ersten Tage in Chile waren gekennzeichnet von den großen „Oh`s und Ah`s“, die das Eintauchen in eine fremde Kultur und das Erleben eines fremden Landes mit sich bringen. Chile ist anders. Einmal ganz abgesehen davon, dass irgend etwas ziemlich schief gelaufen sein muss, als die Chilenen ihre Jahreszeiten auf die entsprechenden Monate verteilt haben (ich freue mich schon auf die große Grillparty an Weihnachten bei 40° im Schatten), sind es die kleinen Dinge im alltäglichen Leben, die mich in der Überzeugung bekräftigen, hier eindeutig am anderen Ende der Welt zu sein. Wem ebenso wie mir im Erdkundeunterricht die Idee gekommen ist, dass man sich im morgendlichen Chile (man beachte die geographische Nähe zu gewissen anderen Ländern) einen duftenden Filterkaffee aufgießen kann, den muss ich leider enttäuschen. Kaffee gibt es hier nur Instant aus der Dose. Auch, dass unsere Orangen- und Zitronenbäume im Patio nur im Winter Früchte tragen, dass das spanische Wort für „Muschel“ ein Schimpfwort ist (ich finde Muscheln eigentlich ganz hübsch), dass die Hunde hier panisch vor den Menschen weglaufen und nicht andersherum, dass Uhren ausschließlich als Schmuckstücke betrachtet werden...all das ist meiner Meinung nach überaus bemerkenswert. Mittlerweile küsse ich wie selbstverständlich jede Frau zur Begrüßung auf die Wange, und seien die Warzen auf ihrer Nase noch so imposant und die Tönung ihrer Zähne ähnlich spektakulär wie der „Ich-mische-mir-meine-eigene-Farbe“-Abschitt im Wasserfarbmalkasten. Der Alltag hält auf jeden Fall viele Überraschungen bereit, und es ist überaus spannend, die chilenischen Eigenarten zu erkunden. (Das mit dem Zyklus der Orangen- und Zitronenbäume hat allerdings eher biologische, als national-historische Gründe.)

Eine große Hilfe beim Einstieg in das chilenische Leben waren die Freiwilligen der letzten Generation. Zu unserem großen Glück überschneidet sich unsere Ankunft mit der Abreise der „Alten“ um ca. drei Wochen. Nicht nur, dass sie uns bei den anfangs offensichtlich vorhandenen Sprachproblemen halfen und wir sie in die Projekte begleiten konnten, um so einen ersten Überblick über die Arbeit der Zivis zu bekommen; besonders bei Alltagsproblemchen wie dem Einkaufen von Gas, dem Bezahlen der Stromrechnung, dem Feilschen mit Taxifahrern, dem Durchblick durch das verrückte Verkehrsnetz von Bussen, dem Verständnis

der Vorteile, Risiken und Gefahren der südamerikanischen Diskokultur, dem Mieten von Fußballplätzen und dem Organisieren von Fahrten in die nächst größeren Städte wie Santiago und Valparaíso waren die Vorgänger bares Gold wert. Besonders wertvoll erwiesen sich die Kontakte zu Chilenen, die wir durch die alten Zivis knüpfen konnten. Aber dazu später mehr.

Der erste Monat hier im tiefen Süden (ich befinde mich auf einem Breitengrad mit Kapstadt und Sydney) war in vielerlei Hinsicht eine Phase des Übergangs. Ein Übergang der Zivi-Generationen, ein Einrichten in der neuen Wohnung (Streichen etc.), ein Kennenlernen aller Projekte, in denen wir Deutschen arbeiten werden, ein Aufstellen der persönlichen Stundenpläne und Schichtdienste, sowie eine Zeit des intensiven Spanisch-Lernens. Wir „Neuen“, das sind Patricia, Linda, Theo, Philipp, Niklas und ich, sind die ersten Freiwilligen der FiFar, die für den ersten Monat in Chile einen Sprachkurs besuchen konnten. Jeden Morgen von 10.00-12.45Uhr hat uns ein ortsansässiger Grundschullehrer spanische Grammatik und Vokabeln pauken, stets aber auch deren Anwendung in Gesprächen über interessante Themen wie das chilenische Schulsystem üben lassen. Der Kurs war eine große Hilfe für den Einstieg, da die Chilenen (das sagen sie von sich selbst) ein äußerst „brutales“ Castellano sprechen: wahnsinnig schnell und ohne den Mund zu öffnen. Es heißt, wer die Chilenen versteht, versteht jedes Spanisch sprechende Volk. Wie schön. Mittlerweile bin ich sprachtechnisch soweit, dass ich mich gar nicht mehr unsicher fühle, alles sagen kann, was ich will (wenn auch natürlich mit Fehlern), und den Hauptteil von dem verstehe, was hier gesprochen wird. Jetzt ist der Spanischkurs vorbei und der Arbeitsplan tritt in seiner Gesamtheit in Kraft (d.h. jetzt wird auch Vormittags gearbeitet). Ich arbeite in drei verschiedenen Projekten:

Wo kämen wir hin / Wenn alle sagten /
Wo kämen wir hin / Und niemand ging /
Um einmal zu schauen / Wohin man käme
Wenn man ging.

(Kurt Marti)

Mein Hauptprojekt ist die „Casa Walter Zielke“ oder auch einfach „Casa de Jovenes“.

Die Casa Walter Zielke ist ein Heim für Jungen zwischen 15 und 25 Jahren. In Dreibettzimmern leben im Moment 18 Jugendliche in diesem Haus, mit zwei großen Innenhöfen, einem Speisesaal, einer Küche und einem Badezimmer. Das Heim besteht mittlerweile schon länger als 15 Jahre und an den Grundsätzen der Gründerphilosophie wird heute noch immer festgehalten: Jungs, die aus was für Gründen auch immer Probleme hatten, ihr Leben in angemessenen Bahnen zu meistern, sollen hier an ein eigenständiges Leben herangeführt werden. So befinden sich alle Jungs in irgendeiner Form in schulischer Ausbildung (vom Studium auf Lehramt bis hin zu einer Stunde Abendschule täglich) und stecken mit dem Leiter der Casa persönliche Ziele ab, die es zu erreichen gilt. Sie müssen selbst ihre Wäsche waschen, ihr Brot backen, sowie Küchen- und Putzdienste leisten, was ihnen hilft, Verantwortung für sich selbst, aber auch für andere zu entwickeln. Als das Heim gegründet wurde, war die politische Situation Chiles allerdings anders als heute: Wo sich früher der Heimleiter seine „Schützlinge“ noch selber gesucht hat und dementsprechend bei Regelbruch auch mit Rauswurf drohen konnte, hat die sozialistische Präsidentin Michelle Bachelet mittlerweile durchgesetzt, dass alle chilenischen Heimprojekte Kinder auf gerichtliche Anordnung aufnehmen müssen. Im Alltag bedeutet dies, dass der Heimleiter nun mögliche Druckmittel gegenüber den Jugendlichen verliert, weil er sie weiter „durchfüttern“ muss, auch wenn sie sich nicht an die Regeln halten, also ihren Pflichten nicht nachkommen, nicht in die Schule gehen, Drogen konsumieren oder gewalttätig werden. Auf der anderen Seite kommen durch diese juristische Veränderung nun auch die wirklich „harten Kaliber“ der Straße in dieses Heim, wo früher nur Jungs waren, die schon von sich aus ein wenig Motivation gezeigt hatten ihr Leben zu verändern. Im Allgemeinen ist die Situation in dem Heim also um einiges schwieriger geworden.

Trotz allem hatte ich einen sehr guten Start in die Arbeit in der Casa. Die Jungs haben uns Deutsche freundlich und hilfsbereit empfangen und sich zumindest bemüht etwas langsamer und deutlicher zu sprechen. Die Arbeit wird aber in zweierlei Hinsicht immer komplizierter und anspruchsvoller. Erstens finde ich nun mit der Zeit heraus, warum die einzelnen Jungs überhaupt in der Casa sind. Das sind heftige Geschichten von aidskranken Eltern, sowohl verübter als auch erlittener sexueller Vergewaltigung, Selbstmordversuche, Selbstmord von Eltern und Geschwistern, Prostitution, Prügel zu Hause, Raub- und Gewaltüberfälle mit anschließender Inhaftierung (meist im Erwachsenengefängnis), krasse Armut (kein Wasser, kein Strom zu Hause, dafür aber 10 Geschwister), Schizophrenie, Drogenkonsum und Drogenverkauf. (Die am häufigsten konsumierte Droge ist die sogenannte „Pasta“, ein Abfallprodukt von

Kokain, heftiger in der Wirkung aber billiger, wird geraucht, geschnupft oder gespritzt und bei jedem Rausch stirbt ein wallnussgroßes Stück des Gehirns ab.) Es ist natürlich sehr gut zu wissen, mit was für Menschen man hier täglich arbeitet, welchen Hintergrund sie haben, aber dieses Wissen gibt meinem Verhältnis zu den Jungs noch mal eine ganz neue Dimension. Es ist einfach etwas anderes mit einem Jungen Schach zu spielen, von dem du weißt, dass er seinen kleinen Bruder vergewaltigt hat.

Auf der anderen Seite wird mit der Zeit deutlich, dass die Jungs alle absolute Opportunisten sind. Sie nehmen was sie kriegen können, sind aber kaum bereit dafür einen Gegenleistung zu erbringen, geschweige denn aus eigener Motivation heraus etwas zu leisten. Wenn ich einen Fußballplatz miete sind natürlich alle Mann dabei, wenn ich den Patio fege, selbstverständlich nicht. Bringe ich einmal vom Markt Bananen mit, um das relativ ärmliche Abendessen etwas zu bereichern, muss ich jedes mal deutlich machen, dass jeder sich doch bitte nur eine einzige nehmen soll. Ständig werde ich nach Geld gefragt, obwohl sie genau wissen müssten, dass ich ihnen keines gebe. Ich muss mich außerdem sehr bemühen, die Hackordnung unter den Jungs zu durchbrechen, damit nicht immer nur diejenigen an ihrem unteren Ende das Brot backen müssen. Meine Arbeit (ich abreite in meinen Schichten alleine, insgesamt im Projekt aber mit Philipp und Niklas zusammen) besteht in der Hauptsache darin, einfach da zu sein, sich viel zu unterhalten, Tischtennis, Karten und Schach zu spielen, Fußball zu organisieren, bei Hausaufgaben zu helfen und das Abendessen vorzubereiten. Abgesehen davon liegt es eigentlich an mir, wie viele weitere Projekte ich starte. Zunächst haben wir beispielsweise eine Cancha (kleiner Fußballplatz) gefunden, die keine Miete kostet. In der Casa hängt jetzt eine Liste aus und für jedes Mal, dass wir in dieser Cancha spielen, machen wir einen Strich und legen 2000 Pesos (eigentlich die Mietkosten einer Cancha) in eine Kasse, mit der wir dann, wenn genug Geld zusammen gekommen ist, nach Santiago fahren um ein Fußballspiel im großen Stadion der beliebtesten Fußballmannschaft des Landes (ColoColo) zu besuchen. Außerdem werde ich Gitarrenunterricht geben, ins Theater gehen, Übernachtung in den bergen organisieren, einige Wände in der Casa bemalen etc. Ein großes Projekt, dass langfristig den Alltag der Jungs interessanter gestalten soll ist gedanklich in Planung, bedarf aber noch einige Entwicklung. Das Anstrengenste in der Casa ist der ständige Kampf, seine Autorität zu behaupten und sich Respekt zu verschaffen. Die Jungs testen natürlich ständig aus, wie weit sie gehen können...

Mein Nebenprojekt ist die „Casa Acogida“.

Die Acogida ist ein Auffangheim für Kinder zwischen 0 und 13 Jahren. Auffangheim deswegen, weil die Kinder, die hier ankommen, eigentlich nur drei Monate in dem Heim bleiben sollen, bevor über ihr weiteres Schicksal entschieden wird. Momentan wohnen in diesem Projekt 21 Kinder, die Mehrzahl zwischen 2 und 8 Jahren alt, drei von ihnen geistig und körperlich behindert. Sie kommen in das Heim, weil man sie entweder auf der Straße fand oder sie auf richterlichen Beschluss hin aus ihren häuslichen Verhältnissen entfernt wurden. Auch hier sind die Einzelschicksale brutal mit anzuhören: Vergewaltigung, Kinderprostitution, Aidsweisen, absolute Verwahrlosung durch Armut, behindert und deswegen ungewollt in der eigenen Familie. Da die Justiz hier sehr langsam arbeitet, leben einige Kinder schon seit mehreren Jahren in dem Heim. Sowohl die behinderten, als auch die nicht ganz so hübschen Kinder haben auch keine Chance auf Adoption. Ihr Schicksal ist völlig ungewiss.

Die Arbeit hier ist rein körperlich am Anstrengsten. Es wird in 6-Stunden-Schichten gearbeitet und diese sind voll mit vollen Windeln, Rotz an der Nase, Babybrei, Klatschspielen, Fußball, Malen, Toben, Obstsalat Schnibbeln, Geschrei und Geweine. Ich arbeite immer mit zwei Betreuerinnen zusammen (genannt Tia = Tante, ich bin der Tio = Onkel) und alle Tias, die in dem Projekt arbeiten, sind unglaublich lebenswürdig. Sie arbeiten hier in 12-Stunden-Schichten (ja richtig, 12-Stunden-Schichten...ich bin nach meinen 6 Stunden schon völlig am Ende) und erhalten alle den Mindestlohn Chiles. Ich komme mit den Kindern sehr gut klar, auch wenn sie manchmal nicht gerade einfach sind. Man merkt sehr stark, wie ihre schwierige Lebenssituation die Kinder zu echten Überlebenskünstlern gemacht hat. Sie wissen alle ganz genau, wie sie für sich den größten Vorteil herauschlagen können. Viele der kleinen Kinder sind erschreckend erwachsen. Nicht immer einfach ist die Arbeit mit den behinderten Kindern, zumal ich damit noch überhaupt keine Erfahrung habe. Wenn ich einen der Jungs beispielsweise von der Schule abhole und er dann einfach entscheidet nicht mehr weiterlaufen zu wollen, ist dieser Situation mit logischer Argumentation oder mit der Aussicht auf eine Süßigkeit natürlich nicht beizukommen. Auch wenn einer der behinderten Jungs ständig die anderen Kinder schlägt um Aufmerksamkeit zu bekommen kann man nicht erklären, warum er das bitte unterlassen soll. Psychisch hart ist es, dass man die kleinen Kinder, und mögen sie noch so viel schreien, nicht allzu viel auf den Arm nehmen darf, weil sie sich daran gewöhnen müssen nicht besonders viel Aufmerksamkeit geschenkt zu bekommen, sie sich auch daran gewöhnen müssen, allein zu sein. Wenn die Tias abends alle 21 Kinder duschen, werden die kleineren häufig an Stühle gebunden, weil nicht alle

gleichzeitig beaufsichtigt werden können. Läuse und Krätze sind hier ein ständiges Problem, dem mit ordentlich Chemie begegnet wird.

Trotz der Anstrengung gehe ich nach einer Schicht in der Acogida immer sehr zufrieden nach Hause. Es ist faszinierend und stimmt froh, wie diese Kinder in ihrer wirklich schwierigen Lebenssituation trotz allem Glück empfinden können und die schönen Momente des Tages aus ganzem Herzen genießen.

Da mein Stundenplan es mir erlaubt, habe ich mich entschieden, in meiner Freizeit zusätzlich in einem Centro Comunitario, einem Jugendhaus im Viertel „Villa Industrial“ zu arbeiten. In der Villa Industrial leben die ärmsten Menschen San Felipes; sie stellt also den sozialen Brennpunkt dieses Städtchens dar. Allein die Anreise bringt ähnliche Aufregung mit sich, wie ein Zahnarztbesuch: Du weißt eigentlich, was auf dich zukommt, bist aber letztendlich dennoch überrascht, wie sehr der Bohrer die neuronalen Sensoren für Schmerzempfindung stimuliert.

Wir wissen, die Villa Industrial liegt im Getto, im ärmsten Viertel von San Felipe.

Wir wissen, dass sich die Polizei hier nur an vorher angekündigten Zeiten auf die Schotterwege traut. Wir wissen, dass wir sehen werden, wie Drogen verkauft und konsumiert werden.

Wir wissen, dass hier Großfamilien in Blechhütten wohnen, die jedem Familienmitglied weniger als fünf Quadratmeter Lebensraum zugestehen.

Wir wissen, dass die größte Sorge der Eltern hier sein muss, ihre Kinder am nächsten Tag nicht satt zu bekommen.

Wir wissen, dass unsere Chefin in diesem Projekt zwei Jahre zur Grundschule gegangen ist, vor vier Jahren im Alter von 53 Jahren Lesen und Schreiben gelernt hat und mich Fragen muss, wieviel das Doppelte von 10 ist, dass ihr ältester Sohn von einem Dealer erschossen wurde und ihr jüngerer Sohn wegen Drogenhandels im Gefängnis sitzt.

Der wirkliche Anblick, das reale Erleben, das handfeste Arbeiten mit den Menschen in diesem Teil unserer Stadt, fügt diesem Wissen allerdings eine ganz neue Dimension hinzu. Anfangs ließ sich diese neue Dimension leider ziemlich gut mit dem Gefühl eines verdammt schnell rotierenden Bohrers auf einem Zahnnerv vergleichen: Es tat weh.

Aber ich lerne damit umzugehen. Heute sehe ich nicht mehr die Armut, in der die Menschen hier leben. Ich sehe die Menschen, die hier in Armut leben. Das ist ein großer und meines Erachtens wichtiger Unterschied. Ich bin nicht hier, um an der materiellen Armut der Menschen etwas zu ändern. Das ist mit meinen Mitteln auch gar nicht möglich. Ich bin hier, um die Menschen in ihrer Lebenssituation zu unterstützen und hier und dort das Alltagsleben zu bereichern. Was ich aus dem reichen Deutschland mitbringe ist nicht ein Sack voll Geld, sondern Offenheit, Eröffnung von Möglichkeiten, ist Abwechslung, ist eine andere Meinung zu den Dingen, ist das Lebenszeichen aus einer anderen Welt, die hier so unendlich weit entfernt scheint. Und dabei spielt materielle Armut der Menschen hier gar keine Rolle.

In diesem Zentrum arbeite ich mit Kindern zwischen 5 und 16 Jahren. Von 16 bis 19Uhr veranstalte ich verschiedene kleine Aktionen wie Basteleien, Kochen, Backen, Hausaufgabenhilfe und Gruppenspiele. Gebacken wird hier in einem Holzofen, wobei das größte Problem meistens darin besteht, Holz zu beschaffen. Bevor ich also Milchbrötchen, Kekse oder einen versunkenen Schokoladenkuchen mit den Kiddies zaubern kann, muss ich mit ihnen zu der Müllkippe am Fluss um Holz zu sammeln.

Um 18.30Uhr wird dann in dem Zentrum die sogenannte „Once“ verteilt: ein Stückchen Brot mit Butter und ein Becher schrecklich süßer Kakao. Das ist für viele der Kinder die einzige Mahlzeit, die sie nach dem Mittagessen in ihrer Schule erhalten. Was die Arbeit in diesem Zentrum sehr vereinfacht ist die Tatsache, dass es ein offenes Heim ist und somit die Kinder die kommen, auch wirklich etwas machen wollen. Es ist dementsprechend nicht so viel Überzeugungs- und Motivationsarbeit zu leisten wie in meinen anderen beiden Projekten. Wir haben auch schon einen Ausflug mit den Kindern in den Schnee gemacht zum Schlitten fahren. Obwohl die Anfahrt nur 1½ Stunden gedauert hat, war es für viele Kinder das erste Mal, das sie aus der Nähe Schnee gesehen haben.

Neben der Arbeit gibt es natürlich auch noch einiges an Freizeit. Ich schätze mich sehr glücklich mit den Zivi-Kollegen meiner Generation. Wir verstehen uns wunderbar, das WG-Leben klappt bis jetzt reibungslos und Konflikte werden offen, dann auch lautstark, aber anschließend im vernünftigen Gespräch geklärt. Als Vorbereitung für den Nationalfeiertag Chiles am 18. September habe ich mit den beiden Mädels einen Cueca-Kurs belegt, der Nationaltanz der Chilenen. Bald sollen Salsa und Tango folgen. Am Wochenende wird entweder ordentlich in der örtlichen Disko gefeiert oder wir unternehmen einen Ausflug mit dem

Bergverein, dem Club Manquecura, in die Anden. Ein Mitglied der alten Zivi-Generation hat diesen Kontakt hergestellt, wofür ich unglaublich dankbar bin. In dem Club sind ungefähr 20 aktive Mitglieder, alles sehr nette und lebensfrohe Leute zwischen 20 und 35 Jahren, mit denen wir schon so manche Touren unternommen haben, bis auf schneebedeckte Gipfel, haben mit großem Grillfest in den Bergen übernachtet, Pumaspuren gesehen, Schlangen und handgroße Spinnen (ich habe große Hände!). Die Chilenen gehen im allgemeinen sehr offen auf uns zu. Es ist herrlich einfach ins Gespräch zu kommen und Bekanntschaften zu machen.

Ich fühle mich hier unglaublich wohl und bin wahnsinnig froh mich entschieden zu haben, diesen Andern Dienst im Ausland zu leisten. Ich danke euch allen, die mir dieses Jahr ermöglichen, von ganzem Herzen! Ich hoffe ich konnte euch mit diesem ersten Bericht einen kleinen Eindruck von dem vermitteln, was ihr hier für eine Arbeit unterstützt. Bei Fragen, aber auch bei Anregungen und Ideen für Projekte freue ich mich sehr über Emails, auch wenn ich um Verständnis bitte, dass ich hier nicht die Zeit finden werde sofort und persönlich auf jede Mail zu antworten. Meine Emailadresse ist jonas.ecker@web.de . In diesem Sinne verabschiede ich mich mit folgendem Gedanken:

Die Utopie steht am Horizont.
Ich nähere mich zwei Schritte,
und sie entfernt sich zwei Schritte.
Ich mache zehn weitere Schritte
und sie entfernt sich erneut um zehn Schritte.
Soviel ich auch gehe, ich werde sie nie erreichen.
- Wofür ist sie also gut, die Utopie? –
Dafür dient sie: UM ZU GEHEN.

(„Eirene“)

Liebe Grüße in die Heimat,

euer Jonas